

dtv

Nach dem Unfalltod ihres Vaters zieht die 18-jährige Layken mit ihrer Mutter und ihrem Bruder von Texas nach Michigan. Nie hätte Layken gedacht, dass sie sich dort bereits am ersten Tag Hals über Kopf verliebt. Und dass diese Liebe mit derselben Intensität erwidert wird. Es sind die ganz großen Gefühle zwischen Layken und Will. Das ganz große Glück – drei Tage lang. Denn dann stellt das Leben sich ihrer Liebe mit aller Macht in den Weg ...

*Colleen Hoover* stand mit ihrem Debüt ›Weil ich Layken liebe‹, das sie zunächst als eBook veröffentlichte, sofort auf der Bestsellerliste der ›New York Times‹. Mittlerweile hat sie auch in Deutschland die SPIEGEL-Bestsellerliste erobert. Mit ihren zahlreichen Romanen, die alle zu internationalen Megasellern wurden, verfügt Colleen Hoover weltweit über eine riesengroße Fangemeinde. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen in Texas.

Colleen Hoover

# Weil ich Layken liebe

Roman

Deutsch von  
Katarina Ganslandt

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Von Colleen Hoover  
sind bei dtv außerdem erschienen:

Weil ich Will liebe (71584)

Hope Forever (71606)

Looking for Hope (71625)

Weil wir uns lieben (71640)

Love and Confess (74012)



Ungekürzte Ausgabe 2015  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2012 Colleen Hoover  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
›Slammed‹ (ATRIA Paperback,  
a Division of Simon & Schuster, Inc., New York)  
© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky  
Gesetzt aus der Janson 9,55/14<sup>r</sup>  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21614-2

Ich widme diesen Roman den Avett Brothers,  
die mich mit ihrer Songzeile  
»... *decide what to be, and go be it*«  
dazu ermutigt haben, das zu werden,  
was ich immer sein wollte.



# Erster Teil





# 1.

*I'm as nowhere as I can be,  
could you add some somewhere to me?*

– THE AVETT BROTHERS, »SALINA«

Nachdem Kel und ich die letzten beiden Kartons in den Möbelwagen gewuchtet haben, ziehe ich mit einem Ruck die Klappe zu, lege den Riegel um und sperre damit achtzehn Jahre Erinnerungen weg, die alle auf die eine oder andere Weise mit meinem Vater verknüpft sind.

Es ist gerade mal sechs Monate her, dass er gestorben ist. Nicht besonders lang. Aber zumindest bricht mein neunjähriger Bruder Kel nicht mehr sofort in Tränen aus, sobald wir über Dad reden, und meine Mutter hat akzeptiert, dass ihr nichts anderes übrig bleibt, als die Familie allein über die Runden zu bringen. Im Moment bedeutet das für uns vor allem, dass wir es uns nicht mehr leisten können, in unserem Haus in Texas wohnen zu bleiben, das mein Zuhause war, seit ich denken kann.

»Jetzt sieh doch nicht immer alles so schwarz, Lake«, sagt

meine Mutter und drückt mir den Hausschlüssel in die Hand. »Du wirst Michigan lieben, da bin ich mir sicher.«

Sie spricht mich nie mit dem Namen an, der auf meiner Geburtsurkunde steht und eine etwas ungewöhnliche Entstehungsgeschichte hat. Meine Eltern konnten sich nämlich neun Monate lang nicht auf einen Namen einigen, der ihnen beiden gefiel. Mom war für *Layla*, weil sie den Song von Eric Clapton so liebt, und Dad wollte mich *Kennedy* nennen. »Nach keinem bestimmten«, wie er sagte. »Ich finde alle Kennedys toll!«

Als ich drei Tage nach meiner Geburt immer noch namenlos war, drängte das Krankenhaus meine Eltern, sich doch bitte endlich zu entscheiden. Die beiden beschlossen, die ersten drei Buchstaben ihrer jeweiligen Favoriten zusammenzuwerfen und mich »Layken« zu taufen, auch wenn sie mich dann später nie so nannten.

»Sieh du nicht immer alles so *rosa*. Ich bin mir sicher, dass ich Michigan *hassen* werde«, sage ich zu Mom.

Meine Mutter erreicht mit einem einzigen scharfen Blick das, wozu andere Eltern stundenlange Predigten brauchen. So war es immer schon und so ist es auch jetzt.

Ich gehe die Verandastufen hinauf, um noch einen letzten Kontrollgang durchs Haus zu machen. Die leer geräumten Zimmer wirken fremd und irgendwie unheimlich. Als wäre es nicht mehr dasselbe Haus. Während der letzten sechs Monate habe ich hier einen Tornado der dunkelsten Gefühle durchlebt. Natürlich ist mir klar gewesen, dass ich irgendwann mal ausziehen würde. Aber ich bin immer davon ausgegangen, dass es erst nach meinem Schulabschluss so weit wäre.

In dem Raum, der nicht mehr unsere Küche ist, entdeckte ich auf dem hellen Viereck am Boden, wo einmal unser Küchenschrank stand, eine lila Haarspange aus Plastik. Ich hebe sie auf und streiche mit dem Daumen darüber.

*Sie wachsen wieder nach*, höre ich Dad sagen.

Ich war fünf. Meine Mutter hatte die Nagelschere nicht weggeräumt und ich habe getan, was die meisten Kinder in diesem Alter in so einem Fall tun würden. Ich spielte Friseur.

Nachdem ich mir eine dicke Strähne aus meinem Pony geschnitten hatte, hockte ich eine gefühlte Stunde vor dem Spiegel und wartete darauf, dass sie wieder nachwuchs. Nichts passierte. Irgendwann sammelte ich die glatten braunen Haare vom Boden auf, hielt sie mir an die Stirn und überlegte verzweifelt, wie ich sie wieder befestigen könnte. Und dann fing ich an zu weinen.

Dad hörte mich und kam ins Bad. Als er die Bescherung sah, lachte er nur, hob mich hoch und setzte mich auf den Waschtisch.

»Hast du Angst, dass Mommy schimpft? Keine Sorge, Lake. Sie wird gar nicht mitkriegen, was passiert ist«, versprach er mir und nahm etwas aus dem Badezimmerschrank. »Schau mal hier. Ich hab was für dich.« Auf seiner Handfläche lag die lila Haarspange. »Wenn du diese Zauberspange trägst, wird Mommy überhaupt nichts merken.« Er strich den Rest meines Ponys zur Seite und befestigte ihn mit der Spange. Dann drehte er mich so, dass ich mich im Spiegel betrachten konnte. »Siehst du?«, sagte er lächelnd. »So gut wie neu!«

In diesem Moment war ich das glücklichste Mädchen auf der ganzen Welt. Keine meiner Freundinnen hatte von ihrem Vater jemals eine Zauberhaarspange geschenkt bekommen.

Ich lief zwei Monate lang mit der Spange herum, ohne dass Mom eine einzige Bemerkung dazu machte. Jetzt im Rückblick bin ich mir ziemlich sicher, dass Dad ihr damals alles erzählt hat, aber mit fünf glaubte ich fest an seine Zauberkräfte.

Ich sehe Mom ähnlicher als ihm. Wir sind beide weder besonders groß noch besonders klein. Auch wenn ihr nach zwei Schwangerschaften meine Jeans nicht passen, können wir uns ansonsten problemlos gegenseitig Klamotten ausleihen. Unsere braunen Haare sind je nach Wetterlage glatt oder leicht gewellt. Vielleicht gehen ihre Augen noch eine Spur mehr ins Smaragdgrüne als meine, aber das kann auch daran liegen, dass ihr hellerer Teint sie mehr zum Leuchten bringt.

Von den Äußerlichkeiten abgesehen komme ich allerdings mehr nach meinem Dad. Ich habe seinen trockenen Humor, sein Lachen und seine Liebe zur Musik geerbt. Überhaupt waren wir uns sehr nah. Dafür ist Kel mit den dunkelblonden Haaren und den weichen Gesichtszügen sein Ebenbild. Mit seinen neun Jahren ist mein Bruder zwar noch ziemlich klein, aber er macht die fehlende Körpergröße locker mit seiner Persönlichkeit wett.

Ich gehe zum Spülbecken, lasse Wasser über die Spange laufen und reibe den Staub ab, der sich die letzten dreizehn Jahre darauf angesammelt hat. Als ich mir gerade die Hände

an der Jeans trocken wische, kommt Kel rückwärts in die Küche gelaufen. Er ist sehr eigen, und dafür liebe ich ihn umso mehr. Manchmal legt er »Rückwärtstage« ein, an denen er rückwärts geht, rückwärts spricht und sogar den Nachtschisch vor dem Hauptgericht isst. Durch den großen Altersunterschied zwischen uns und weil wir keine weiteren Geschwister haben, muss er sich wohl sein eigenes Bespaßungsprogramm ausdenken, um sich nicht zu langweilen.

»Beeilen dich sollst du, gesagt hat Mom, Layken!«, sagt er.

Ich schiebe die Haarspange in die Hosentasche, folge ihm nach draußen und schließe zum allerletzten Mal die Haustür hinter mir ab.

In den nächsten Tagen steuern Mom und ich abwechselnd den schwergängigen Möbelwagen und meinen Jeep. Ihr eigener Kombi, in dem auch noch ein paar Kartons stehen, wird im Laufe der nächsten Woche von einem Unternehmen nach Michigan überführt. Kel fährt mal bei Mom und mal bei mir mit, am dritten Tag sitzt er neben mir im Transporter. Die ersten beiden Nächte schlafen wir in einem Motel. Die letzte anstrengende Etappe legen wir während der Nacht zurück und machen nur kurz an einer Tankstelle Halt. Als wir uns im Morgengrauen Ypsilanti nähern, wo wir von nun an wohnen werden, sinkt meine Laune auf den Nullpunkt – was ungefähr der Außentemperatur entspricht. Hier ist eindeutig schon richtig Herbst, obwohl wir erst September haben. Ich werde dringend einen Schwung neuer, wärmerer Klamotten brauchen.

Den Anweisungen meines Navis folgend, biege ich in ei-

nem Wohngebiet rechts in eine Sackgasse ein, woraufhin mir mitgeteilt wird, ich hätte mein »Ziel erreicht«.

*Mein Ziel.* Ja, klar. Genau hier wollte ich immer schon mal hin. Das Navi hat so was von keine Ahnung.

Die Straße ist nicht besonders lang, auf beiden Seiten stehen jeweils acht Backstein-Bungalows. Über einem der Garagentore hängt ein Basketballkorb, was mich hoffen lässt, dass Kel hier zumindest jemanden zum Spielen findet. Die Gegend wirkt ziemlich gediegen. Die Vorgärten sind gepflegt und alles sieht ordentlich aus, aber für meinen Geschmack gibt es hier zu wenig Grün. Viel, viel zu wenig Grün. Ich bekomme jetzt schon Heimweh.

Unser Vermieter hat uns Fotos vom Haus gemailt, weshalb ich es sofort erkenne. Es ist klein. *Richtig* klein. In Texas haben wir in einem Holzhaus im ortstypischen Ranch-Style auf einem mehrere Hektar großen Stück Land gewohnt. Das Grundstück hier besteht fast ausschließlich aus Asphalt und einer winzigen Rasenfläche mit Gartenzwergen. Die Tür geht auf, ein älterer Mann kommt heraus und winkt uns zu. Unser Vermieter.

Ich fahre ein Stück am Haus vorbei, um rückwärts in die Einfahrt einzuparken. Aber bevor ich in den Rückwärtsgang schalte, lege ich Kel, der seit Indiana geschlafen hat, einen Arm um die Schulter und rüttle ihn sanft wach.

»Hey, Kel«, flüstere ich. »Wir sind da.«

Er streckt sich gähnend und drückt dann die Stirn an die Scheibe, um unser neues Zuhause in Augenschein zu nehmen. »Guck mal, da ist ein Junge im Garten!«, ruft er aufgeregt. »Glaubst du, der wohnt auch bei uns im Haus?«

»Hoffentlich nicht«, antworte ich lachend. »Aber wahrscheinlich hier in der Straße. Du kannst ruhig schon mal aussteigen und ihm Hallo sagen.«

Nachdem ich den Möbelwagen erfolgreich in die Garage einfahrt manövriert habe, stelle ich den Motor ab und lasse die Scheibe herunter. Mom parkt den Jeep neben mir und steigt aus, um unseren Vermieter zu begrüßen. Ich lehne mich erst mal im Sitz zurück und beobachte Kel und den anderen Jungen, die sich anscheinend auf Antrieb so gut verstehen, dass sie sich gleich einen imaginären Schwertkampf auf der Straße liefern. Ich beneide meinen kleinen Bruder darum, dass er sich mit unserem Umzug so problemlos abfindet, während ich mich wie ein wütendes, trotziges Kind fühle.

Als Mom uns vor zwei Monaten eröffnet hat, dass wir wegziehen würden, hat Kel im ersten Moment furchtbar geweint, was allerdings vor allem mit seinem Baseballteam zu tun hatte. Natürlich wird er die anderen Jungs vermissen, aber sein allerbestester Freund existiert – wie bei so vielen Neunjährigen – sowieso nur in seiner Fantasie. Nachdem Mom ihm versprochen hatte, ihn beim Eishockey anzumelden, hatte er sich mit dem Gedanken, in Michigan zu wohnen, ganz schnell angefreundet. Eishockey zu spielen ist schon seit einer Ewigkeit sein Traum, der allerdings immer daran gescheitert ist, dass es im ländlichen Süden von Texas einfach so gut wie keine Eishockeyclubs gibt. Jedenfalls konnte er es von da an kaum erwarten, endlich hierherzuziehen.

Ich weiß, dass wir es uns nicht leisten konnten, in Texas zu bleiben. Mein Vater hat als Geschäftsführer eines Farbenge-

schäfts so viel verdient, dass wir gut davon leben konnten. Mom hat als Krankenschwester zwar hin und wieder Vertretungsdienste übernommen, sich aber ansonsten hauptsächlich um uns Kinder und den Haushalt gekümmert. Sie musste nicht arbeiten. Nach Dads Tod konnte es so natürlich nicht weitergehen. Obwohl die Trauer um ihn und die Verantwortung für uns sie wahnsinnig viel Kraft kostete, hat Mom schon einen Monat nach der Beerdigung eine Vollzeitstelle angenommen.

Ein paar Monate später hat sie uns dann beim Abendessen erklärt, dass ihr Gehalt nicht ausreicht, um für unseren Lebensunterhalt aufzukommen und die Hypothek für unser Haus abzubezahlen. Als sie unsere erschrockenen Gesichter sah, hat sie uns schnell beruhigt. Ihre alte Schulfreundin Brenda hätte ihr eine Stelle in einem Krankenhaus vermittelt, wo sie wesentlich mehr verdienen könnte. Allerdings müssten wir dafür nach Ypsilanti ziehen, die Kleinstadt in der Nähe von Detroit, in der sie aufgewachsen ist.

Ich mache ihr deswegen keinen Vorwurf. Ihr blieb gar nichts anderes übrig, als das Angebot anzunehmen. Meine Großeltern leben nicht mehr und sie hat niemanden, der ihr finanziell unter die Arme greifen könnte. Wie gesagt, ich verstehe absolut, dass sie diese Entscheidung treffen musste – aber etwas zu verstehen macht es nicht automatisch einfacher, auch damit klarzukommen.

»Jetzt bist du dran!«, brüllt Kel durchs offene Fenster und rammt mir sein unsichtbares Schwert in die Kehle. Ich weiß, dass er darauf wartet, dass ich zusammensacke, aber ich drehe bloß die Augen.



»Ich hab dich voll erwischt, Layken. Du musst sterben«, verlangt er.

»Glaub mir, ich bin längst tot«, murmle ich, öffne die Wagentür und steige aus.

Kel steht mit hängenden Schultern vor mir und lässt enttäuscht die Hand mit der unsichtbaren Waffe sinken. Sein neuer Freund sieht genauso geknickt aus, worauf ich prompt ein schlechtes Gewissen bekomme, weil ich meine Laune an ihnen auslasse.

»Ich bin längst tot«, wiederhole ich, diesmal aber mit röchelnder Monsterstimme, »weil ich nämlich ein ... *Zombie* bin!«

Als ich die Arme vorstrecke, den Kopf zur Seite lege und gurgelnde Laute ausstoße, rennen die beiden kreischend davon. »Meeeeschenfleisch!«, brülle ich und folge ihnen steifbeinig um den Umzugswagen herum. »Lecker, lecker Menschenfleisch!«

Im nächsten Moment bleibe ich abrupt stehen. Auf dem Gehweg steht ein junger Typ, der meinen Bruder und den anderen Jungen am Kragen gepackt hält. »Ich hab sie!«, ruft er.

Er ist ein paar Jahre älter als ich, schwarzhaarig, ziemlich groß, und den meisten Mädchen würde bei seinem Anblick wahrscheinlich sofort das Wort »heiß« durch den Kopf schießen. Aber ich bin nicht wie die meisten Mädchen. Kel und der andere Junge versuchen sich wild zappelnd loszureißen, doch der Dunkelhaarige hält sie so fest, dass sich unter seinem langärmeligen Shirt sein Bizeps deutlich abzeichnet.

Anders als bei Kel und mir sieht man den beiden auf den

ersten Blick an, dass sie Geschwister sind. Abgesehen von ihrem offensichtlichen Altersunterschied könnten sie glatt als Zwillinge durchgehen. Beide haben einen ziemlich dunklen Teint, fast schwarze Haare und sogar den gleichen Kurzhaarschnitt. Plötzlich gelingt es Kel, sich loszureißen. Er zückt sofort sein »Schwert« und attackiert den Bruder seines neuen Freundes, der sich lachend zur Wehr setzt. Erst als er aufschaut und mich pantomimisch um Hilfe bittet, wird mir bewusst, dass ich immer noch in meiner Zombipose dastehe.

Am liebsten würde ich mich in den Wagen flüchten und mich für den Rest meines Lebens unter der Fußmatte verstecken, stattdessen röchle ich noch einmal »Menschenfleisch!«, mache einen Hechtsprung vorwärts und tue so, als würde ich Kels neuen Freund in den Nacken beißen. Anschließend packe ich ihn und Kel und kitzle die beiden durch, bis sie um Gnade winselnd in der Einfahrt zusammenbrechen.

Als ich mich wieder aufrichte, streckt mir der Dunkelhaarige die Hand hin. »Hallo. Ich heiße Will. Wir wohnen da drüben.« Er deutet mit dem Kinn auf die andere Straßenseite.

»Hi«, sage ich und ergreife seine Hand. »Ich bin Layken. Dann sind wir ab sofort Nachbarn. Wir ziehen nämlich gerade hier ein.« Ich nicke über die Schulter in Richtung unseres Hauses.

Er lächelt. Wir halten uns immer noch an den Händen und wissen offenbar beide nicht, was wir sagen sollen. Ich hasse solche Momente.

»Tja dann«, sagt er schließlich. »Willkommen in Ypsilanti.« Er lässt meine Hand los und schiebt seine in die Jackentasche. »Wo habt ihr vorher gewohnt?«

»In Texas?«, antworte ich. Ich habe keine Ahnung, warum sich das wie eine Frage anhört. Ich weiß auch nicht, weshalb ich mir überhaupt Gedanken darüber mache, warum es sich wie eine Frage anhört. Oder weshalb ich mir Gedanken darüber mache, dass ich mir Gedanken darüber mache, warum es sich ... Verdammt, ich bin total verwirrt. Das kann nur an dem Schlafdefizit liegen, das ich im Verlauf der letzten drei Tage angesammelt habe.

»Texas, echt?«, sagt er und wippt auf den Fersen.

Die ganze Situation wird nur noch peinlicher, als ich darauf nichts antworte. Aber was denn auch? Will wirft einen Blick auf seinen immer noch am Boden liegenden Bruder, bückt sich und packt ihn an den Handgelenken. »So. Zeit, den kleinen Racker hier zur Schule zu bringen«, sagt er, zieht ihn hoch und wirft ihn sich schwingvoll über die Schulter. »Heute Abend soll es übrigens noch mal deutlich kälter werden, an eurer Stelle würde ich versuchen, heute schon so viel wie möglich auszuladen. Falls ihr Hilfe braucht, kann ich nachher gern rüberkommen. Wir sind so gegen vier wieder zurück.«

»Das ist nett, danke«, sage ich. Will nickt mir noch mal zu, dann dreht er sich um und trägt seinen Bruder über die Straße. Ich schaue den beiden immer noch hinterher, als Kel mir plötzlich den Zeigefinger ins Kreuz bohrt und ruft: »Ich hab dich, Monster!«

Ich sinke in die Knie und lasse mich mit auf den Bauch gepressten Händen nach vorn fallen, worauf Kel auf meinen Rücken klettert und mir den Todesstoß versetzt. Während mein Zombie-Ich den letzten Atem aushaucht, sehe ich aus

dem Augenwinkel, wie Will auf der anderen Straßenseite seinen Bruder in den Wagen setzt und dabei immer wieder zu uns rüberschaut. Dann schlägt er die Tür zu, geht um das Auto herum zur Fahrerseite und winkt noch mal, bevor er sich hinters Steuer setzt und losfährt.

Wir verbringen den größten Teil des restlichen Tages damit, Umzugskisten und Möbel ins Haus zu schleppen, und nehmen dankbar das Angebot unseres Vermieters an, uns mit den schweren Sachen zu helfen. Als der Möbelwagen endlich ausgeräumt ist, sind wir so erschöpft, dass wir beschließen, uns die Kartons im Jeep für den nächsten Tag aufzuheben. Während ich die Klappe zuziehe, stelle ich fest, dass ich ein bisschen enttäuscht bin, jetzt keinen Vorwand mehr zu haben, unseren Nachbarn um Hilfe zu bitten.

Nachdem ich mein Bett zusammengebaut habe, suche ich unter den im Flur aufgestapelten Kartons nach denen mit meinem Namen und trage sie in mein Zimmer. Ich schaffe es sogar, einige davon auszupacken und mein Bett zu beziehen, als mir plötzlich auffällt, dass es im Zimmer ziemlich dunkel geworden ist. Die Dämmerung hat bereits eingesetzt. Entweder sind die Tage hier kürzer oder ich habe jegliches Zeitgefühl verloren.

In der Küche hilft Kel Mom, unser Geschirr in die Schränke zu räumen. Ich setze mich auf einen der sechs Barhocker an der Theke, die gleichzeitig unser Esstisch sein wird, weil es hier kein eigenes Esszimmer gibt. Das Haus ist wirklich *sehr* klein. Durch die Eingangstür kommt man in einen schmalen Vorraum, von dem es rechts ins Wohnzimmer und